

und Künftiges. Er ist auch heute. Als gnadenhafte Wirkmacht sowohl in der sichtbaren Form der Kirche und der christlichen Gemeinschaft, als auch in der unsichtbaren, der still wirkenden Kraft in den Seelen, wobei die erste zur zweiten Weise sich wie die Quelle zum Wasser verhält. Christsein ist für uns „Eingespantsein in die Dimension der Zeit“⁸¹, daher geschichtliches Sein sowohl im individuell persönlichen als auch im Sinne der Gemeinschaft des Gottesvolkes. Und er hat alle Gefahren eines geschichtlichen, eines auf dem Wege seienden Daseins zu tragen. Denn er ist frei und steht in jedem Augenblick in der Entscheidung für oder gegen seine eigentliche Bestimmung. Aber er ist anderseits auch eingeordnet in die bergende Gemeinschaft des mystischen Leibes Christi und getragen von der Kraft aus der Höhe. Sein Schicksal vollzieht sich nicht in verlorener Einsamkeit, sondern innerhalb des großen Weltendramas, in dem der dreifaltige Gott gegenüber allen Mächten des Bösen die letztlich ausschlaggebende Rolle spielt.

Uniw

Von A. M. AMMANN S. J.

Der vorliegende Artikel ist die Frucht eines längeren Besuches im Kloster Uniw, den der Verfasser im Jahre 1938 dieser Wiege des modernen Zweiges der „Mönche, die nach den Regeln des Klosters Studios leben“ abstatten durfte. Die Schilderung des äußeren und inneren Lebens dieses Klosters zu einer Zeit, die noch relativ große Sicherheit bot, dient dazu, an einem Beispiel zu erläutern, welches Unglück die heutige atheistische sowjetrussische Gesetzgebung über das katholische galizische Land und seine Kirche gebracht hat. An die Stelle von gottesfroher Zukunftshoffnung ist Todesstille, ist Leere und Verwüstung getreten. Das Kloster Uniw liegt etwa 50 km südöstlich von Lemberg im ehemals zu Österreich-Ungarn gehörigen Königreich Galizien.

Von dem Lemberger Vororte Lykaczakow führte mich der Zug in eineinhalb Stunden nach Przemyslany. Dieser nicht sehr große Ort, vor dem zweiten Weltkrieg Sitz eines polnischen Starosten, war damals aus den Trümmern, in welchen ihn der erste Weltkrieg zurückgelassen hatte, neu erstanden. Mit Ausnahme einer nicht unbedeutenden Anzahl von Judenfamilien und etlichen polnischen Beamten war er ausschließlich von Ukrainern bewohnt.

Am Bahnhof erwartete mich einer der Klosterknechte mit dem Wagen. Mein Begleiter, der Priestermonch Rafail mit langem Bart und ausgeschweiften Ärmeln, zog vorsorglich seinen grauen, bis zu den Füßen reichenden Staubmantel über das schwarze Gewand. Dann zogen die Pferde an und fuhren uns um die Wette mit etlichen, von ihren Füllen begleiteten Stuten durch den staunenden Ort. Auf einer nicht allzu guten Straße zwischen

⁸¹ Ebda. S. 138.

grünenden, saftigen Wiesen, vorbei an Bauern, die ihre Felder bestellten, vorbei an vielen Störchen, die für ihre hungernden Jungen aus den fallenden Ähren hüpfende und kriechende Nahrung suchten, brachte uns der Wagen in flinker Fahrt durch das schöne ukrainische Land. „Gott helfe euch!“, rief mein Begleiter seinen fleißigen Landsleuten zu; „Gott segne es dir!“, lautete die frische Antwort. So gelangten wir nach anderthalb Stunden in das weitausgestreckte Dorf Uniw. Dort warteten auf nicht nur einem Strohdach mit weitausgestreckten Hälsen die jungen Störche auf ihre fleißig arbeitenden Mütter, dort spielten auf der Straße im Staub ungezählte Kinder. Das ganze Dorf war im selben einfachen Bauernstil gebaut; nur eines der Häuser zeichnete sich durch eine Veranda aus. „Ein Amerikaner“, sagte mein Begleiter, d. h. „ein Heimkehrer“ aus fernen Landen. Durch das saftige Wiesental, durch dessen Mitte ein nicht gar kleiner Bach dahinströmt, führte uns der Weg hinter dem Dorf in den allseits von Hügeln umgebenen Quellgrund. Dort liegt das Kloster Uniw.

Gegen die Talöffnung zeigt sich ein breit hingelegter Herrenbau des achtzehnten Jahrhunderts, an den sich auf der Talseite der einfache, im rechten Winkel gebogene Wohnbau der Mönche anschließt: die vierte Seite des Quadrates — die Bergseite — wird durch einen rund 50 Meter langen, nicht bewohnbaren Torbau, abgeschlossen. In der Mitte des Hofes steht die in vielen Teilen noch aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts stammende Steinkirche. Massig erhebt sich über dem Kircheneingang der schwere, ungliederte Turm. Das Kirchenschiff zeigt gotisches Gewölbe und Maßwerk, während die Altarwand (der Ikonostas) in barockem Stil gehalten ist. Die Wände des Kirchenraumes waren nach dem Kriege von den damaligen Bewohnern des Klosters, „den nach der Lebensordnung des Klosters Studios bei Konstantinopel lebenden Basilianern“, den sogenannten „Studiten“, im Moskauer Stil über und über neu ausgemalt worden. Der Eindruck, den der Kirchenbau machte, war ein sehr schöner. Da die Kirche viel kleiner ist als etwa jene in Valamo im Ladogasee, da sie ferner viel weniger feierlich und hochgetragen einherschreitet als etwa die Basilika in Grottaferrata bei Rom, so fühlte man sich unter den frommen und einfachen ukrainischen Mönchen in Uniw viel schneller heimisch als anderswo, — vor allem wenn sie in ihren schwarzen Kutten und mit ihrem etwas grobschlächtigen Wesen in großer Zahl den Kirchenraum füllten. Ähnlich wie in Valamo, und doch in etwas anderer Art, fühlte man sich in ihrer Mitte dem ostslawischen — und im besonderen dem ukrainischen Volke — verbunden. Waren doch die Bewohner des Klosters fast ausnahmslos in den Dörfern der näheren und weiteren Umgebung Uniws aufgewachsen!

Es wird hier am Platze sein, einiges über das Institut der Studiten zu sagen. Diese junge und doch so alte Ordensgemeinschaft verdankt ihr neues Leben dem ehrwürdigen, um sein Volk und seine Kirche so überaus verdienten Metropoliten von Galizien, dem im Jahre 1944 verstorbenen Erzbischof der griechisch-katholischen Erzdiözese Lemberg, Msgr. Andreas

Szeptykyj. Um einen Damm gegen eine nicht aus dem Inneren des Ritus erwachsene Angleichung an lateinisches Brauchtum zu errichten, wie diese leider in manchen Gegenden seiner Metropole stattgefunden hatte — um sich einen Weg nach Osten zu öffnen oder wenigstens, um sich denselben nicht noch fester zu verriegeln, beschloß dieser weitsichtige Mann, neben einem in der unierten ukrainischen Kirche schon bestehenden, aber sehr im abendländischen Geist umgestalteten Zweig der großen Ordensfamilie des heiligen Basilius einen neuen, nach Sinnesart und liturgischer Formung mehr östlich ausgerichteten Zweig desselben Ordens zu gründen. Die Grundlage dazu sollte ihm die in den Sondersatzungen des Klosters Studios niedergelegte Geisteshaltung bieten. Dieser Schritt war für seine Zeit ganz ungewöhnlich. Der Metropolit führte damit in den Bereich der katholischen ukrainischen Kirche des ruthenischen Ritus das alte östliche Mönchtum wieder ein. Er schuf damit freilich nichts wesentlich Neues, denn das Kloster Studios bestand schon im 8. Jahrhundert, lange vor dem Ausbruch des großen byzantinischen Schismas, also auch schon lange bevor es seit dem Jahre 1596 nach langen Jahrhunderten der Trennung wieder eine katholische Kirche des byzantinischen Ritus im polnisch-litauischen Staatsgebiet gab. Seine Mönche waren sehr zum Leidwesen des Patriarchen Kerrularios eifrige Anhänger der römischen Päpste gewesen.

Es sind aber inzwischen doch Jahrhunderte über die Kirche hinweggegangen und was früher keine Neuerung schien, war im 20. Jahrhundert eine überaus mutige Tat.

Der zweite Metropolit der wieder katholischen Kirche des byzantinischen Ritus in Polen-Litauen, des Namens Hypatius Pocij, hatte im ersten Jahrzehnt des siebzehnten Jahrhunderts den Basilianerorden in seiner Kirche zu neuem Leben erweckt. Die ersten katholischen ostkirchlichen Bewohner des Klosters der Heiligen Dreifaltigkeit in Wilna, vor allem der spätere Martyrerbischof von Polozk, der heilige Josaphat Kunciewicz, führten dort ein geistliches Leben ganz im Geiste des ostkirchlichen Mönchtums. Dieser überaus tätige Mann pflegte so intensiv das stetige Herzensgebet der ostkirchlichen Mystik, daß dessen Gebetsformel, „Herr Jesus, Sohn Gottes, erbarme dich über mich Sünder“, ganz seinem Wesen zu eigen wurde; nach dem Zeugnis seiner Zeitgenossen, entströmte es gleichsam selbsttätig auch des Nachts seinem Herzen. Der Nachfolger des Hypatius Pocij (gest. 1613) hingegen, Josef Weljamin Rutzki, der ursprünglich vom Calvinismus zum lateinischen Ritus übergetreten war und nur auf ausdrücklichen Wunsch des Papstes Klemens VIII. hin den byzantinischen Ritus angenommen hatte, führte durch die Konstitutionen, die er kraft seiner Metropolitanwürde den Basilianern im Jahre 1617 gab, den Orden auf die Bahn der Annäherung, man kann vielleicht sagen Angleichung an die Ordensgesetzgebung der Westkirche. Auf dieser Bahn ist der Orden nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich fortgeschritten. Aus einer Vereinigung von frommen, gottergebenen Laien, die für ihre geistlichen Bedürfnisse und die leitenden Stel-

len Priester hatten, sowie in allen Dingen den Diözesanbischöfen unmittelbar unterstanden, wurde ein straff zentralisierter, mit Regeln wohl versehener, der Gewalt der Bischöfe entzogener, vom tätigen Apostolatsgeist erfüllter Priesterorden, wie sie ähnlich in der Westkirche in nicht geringer Zahl bestanden. Demgegenüber griff der jetzige Metropolit Andreas Szeptyckyj wieder auf die alte östliche Leitidee des Ordensstandes zurück; aus dem, was bisher die unterste Stufe des Ordensstandes war, nämlich dem Laienelement, machte er das Fundament und gleichsam den Inhalt seiner Neugründung; aus dem, was bisher das Ziel und die Sinnspitze des Ordens war, nämlich aus dem Priestertum, machte er eine Hilfsstellung. Der Priester wurde ihm zum geistlichen Führer und Leiter der weltlichen Angelegenheiten, damit so der einfache Mönch Zeit und Muße habe, sich ganz dem Herrgott und der Herzenserhebung zu ihm widmen zu können. Das Institut der „Diakone“ als eigener hierarchischer Stand wurde zu neuem Leben erweckt. Damit stellte sich der Metropolit Andreas Szeptyckyj ebenbürtig neben den großen Metropoliten Josef Weljamin Rutzki (1613—1637).

Die so zu neuem Leben erweckten Studiten hatten damals Ordensniederlassungen in vier Diözesen: in der lateinischen Diözese Pinsk, in der griechisch-katholischen Erzdiozese Lemberg, im griechisch-katholischen Bistum Stanislau und in der griechisch-katholischen Administratur der Lemki in den Karpathen. Am zahlreichsten waren sie, wie verständlich, vertreten im Erzbistum Lemberg. Dort bestanden zwei unabhängige Lawren (etwa Abteien), sowie drei kleinere Niederlassungen. Neben Uniw war die zweite Lawra in Lyczakow vor Lemberg. Diese besaß eine typische karpathen-ukrainische dreikuppelige Holzkirche, die ehemals in Turka bei Sambor gestanden hatte und durch die Bemühungen des Igumen (des Klosteroberen) von Uniw, des Bruders des Metropoliten, Klim (Klemens) Szeptyckyj, nach Lemberg übertragen worden war. Am Rande der Großstadt machte diese ländliche Holzkirche einen fremdartigen und doch starken, anziehenden Eindruck. In der Stadt besaß die Lawra von Uniw neben der erzbischöflichen Kathedrale dem Svatyj Jur (der Kirche des heiligen Georg), ein Metochion (ein Absteigehaus, so etwa wie einst die deutschen Abteien ihre „Stadthöfe“ hatten). Dort war eine hervorragende Bibliothek zur Geschichte der Union sowie ein ebensolches Archiv vorhanden. In einem neuzeitlichen Magazin-gebäude aufbewahrt, das mit Desinfektionsräumen ausgestattet war, standen die dort vorhandenen Werke ernsten Forschern in zwei getrennten Arbeits-sälen zur Verfügung. Auch dieses wissenschaftliche Institut war ein Werk der lebenslangen Sammelarbeit des verdienstvollen Metropoliten. In den Karpathen erst mit einer Kleinbahn und dann nach langem Fußmarsch erreichbar, befand sich bei Pidluty, dem Sommeraufenthalt des Metropoliten, ein Skit (ein beschauliches Kloster) des Klosters Uniw, der sechs Mönche barg, darunter einen Priester und einen Diakon. Malerisch lag dieser Skit im Walde über einem lehmigen Berghang.

Nach diesen Abschweifungen wird es Zeit, daß wir wieder zum Kloster von Uniw zurückkehren. Das nach Jahren der Verlassenheit neu erstandene Kloster war wie eine selbstversorgende Abtei eingerichtet mit Schreinerei, Schlosserei, Gerberei, mit einer Ziegelei, großen Stallungen, mit Scheunen und Lagerräumen. Es gab dort eine kleine, sehr einfache Druckerei und eine Werkstätte für Ikonenmalerei. Die Mönche besorgten selbst den ganzen Wirtschafts- und Werkstattbetrieb in Haus, Feld und Wald. Für einige, die sich mehr zur Einsamkeit hingezogen fühlten, bestand in geringer Entfernung vom Hauptkloster ein Skit, in dem sich diese einem beschaulichen Leben widmen könnten. Aber auch die übrigen Mönche blieben während der Arbeit gesammelt; so hörte ich einmal, wie mitten unter den Brüdern, die das reife Korn auf einem der Felder mähten und banden, ein anderer stand und mit lauter Stimme aus dem Gedächtnis eine Lesung aus einem der Kirchenväter vortrug. Es war die Freude an der Arbeit, die Freude an der reichen Ernte und die Freude der Kinder Gottes, die sich da in eins zusammengebündelt, offenbarte.

Die Lebensart im Kloster war streng. Allem voran stand das Gotteslob. Im Laufe einer Woche mußte jedes Mitglied der großen Klostergemeinde zweimal nachts die Liturgie des Mitternachtsgebetes singen; um vier Uhr früh begann sodann für alle täglich die Matutin, es folgte die Liturgie, während welcher die Klostergemeinde die heilige Kommunion empfing. Um sieben Uhr war dies zu Ende. Dann begann nach kurzem Frühstück das Tagewerk in Küche und Stall, auf den Feldern und in den Werkstätten. Am Nachmittag waren die „Tagzeiten“ — die kleinen Horen und gegen Abend ward wieder von der ganzen Kommunität gemeinsam Vesper und Komplet gebetet. Um neun Uhr abends spätestens waren alle in der Zelle auf ihrer harten Lagerstatt. Das Essen war sehr primitiv nach Bauernart. Statt Messer und Gabel diente ein einziger Löffel; die Seife mußte beim Waschen ein Stein ersetzen. Es stand jedem der Mönche frei, in schweren Bauernstiefeln oder barfuß zu gehen. Als Kleid diente ihm ein langes, bis zu den Füßen reichendes weißes Hemd, das er auch nachts anbehielt, tagsüber konnte er darüber einen ebensolangen schwarzen Talar werfen; ein einfacher Ledergurt sowie eine Kapuze vervollständigten das Gewand. Man kann nicht sagen, daß das alles zusammen ein reiches und bequemes Leben beinhaltete. Aber dazu waren diese Söhne der Ukraine ja nicht nach Uniw gekommen.

Was ganz besonders auffiel, war das innere Feuer, das die ganze Gründung trug und aus den einfachen Bauernburschen, mit denen manche ob ihrer „Roheit“ nicht sprechen zu können vermeinten, echte Geistesmänner machte. Wie mir einst ein junger Mann in St. Peter an Ostern 1935 auf meine Frage, warum denn ihre große Schar nicht stürmisch aus dem Dome eile, sondern so gemessen dastehe, antwortete: „Weil wir eben wollen!“, so fühlte man auch aus dem ganzen Lebensrhythmus in Uniw heraus, daß diese Mönche so ernst und selbstverständlich lebten, „weil sie

eben wollten“. Ihr Schweigen war kein Schweigen der inneren Leere, weil sie sich nichts zu sagen gewußt hätten — in den kurzen Erholungen waren sie heiter und gotteskindhaft froh. Nein, sie schwiegen sehr viel, weil sie wußten, daß es wahr ist, was ich an einer ihrer Wände las, daß nämlich „ihre Zunge eine Glocke ist, die läuten sollte nur zur Ehre Gottes“; weil sie wußten, „daß ihre Zunge ein Teller und ein Becher ist, auf den täglich der Leib des Herrn gelegt und in den das hochheilige Blut des Herrn gefüllt wird“. Ganz stark wirkte dies auf den Besucher ein, wenn er an einem stillen, klaren Abend die schweigenden Mönche sah, wie sie durch den östlich einfachen Garten gingen, wenn die Stille nur noch unterstrichen wurde durch das piepende Abendlied eines Zaunkönigs, indes die Blumen stark dufteten und auf dem erstorbenen Aste eines nahen Baumes ein großer Uhu den Einbruch der Nacht verkündete. In solchen Augenblicken war es nicht schwer, sich klein als Geschöpf nicht nur vor der alles durchdringenden Natur, sondern erst recht vor dem Herrn und Schöpfer dieser Natur zu fühlen. Man wußte sich geborgen in Gott und fürchtete sich doch ein wenig seiner eigenen Kleinheit und Armseligkeit. Es wunderte einen in solchen Augenblicken nicht, wenn man hörte, daß einer der jungen Novizen ganz aus seiner eigenen Seele heraus 34 Tage lang in der Einsamkeit mit Gott Exerzitien gemacht habe. „Er wolle seine Seele retten“, sagte er dem Konsul seines Heimatlandes in Lemberg — das ja damals noch zu Polen gehörte —, und dieser war der Konsul von Sowjetrußland; denn jener Mönch stammte aus Odessa. Es ist begreiflich, daß der Konsul seinen Paßlandsmann erstaunt anblickte und jede Unterhaltung über diesen heiklen Gegenstand ablehnte. „Sie sind mir doch ein sonderbarer Sowjetbürger“, sagte er, „und nach Ihnen tragen wir wahrhaftig kein Verlangen“. Er aber sagte, Rußland sei sein Heimatland; und so bekam er denn mit Kopfschütteln als ein armer, unschädlicher Narr seinen Paß verlängert. Daß dieser junge Mann nur an der Hand Gottes seinen Lebensweg durch die verschiedensten Länder Europas bis in die Lawra von Uniw vor den Ikonostas zum Opfer seiner selbst an Gott den Herrn gegangen war, froh und freudig, nicht verbittert und nicht versauert durch Mühe und Beschwerden, verschlug bei jenem gesetzestreuen Materialisten wenig. Wohl selten habe ich einen solch kindlich frohen und dabei innerlich reifen Menschen gesehen! Es wachsen in Gottes Garten gar verschiedenartige Gewächse.

Auch der Mönch Rafail, mit dem ich gekommen war, war von dieser Art. Am Tage nach meiner Ankunft machte ich mit ihm einen Spaziergang durch die Wälder des Klosters. Oben im Hochwalde zeigte er mir die Reste eines noch von den Tartaren zerstörten Frauenklosters. Zwischen den Bäumen, verborgen unter dem Grün der Sträucher, lagen umgestürzte Grabsteine. Nach kurzer Grabung schon bringt der Spaten — so erzählte er mir — Reste der ehemaligen Klostergebäude zu Tage. Der Graben und die Wälle, die einst, freilich vergeblich, zu schützen suchten, waren noch sichtbar. Von der Höhe war ein herrlicher Ausblick über reife Kornfelder hin, aus denen die

frohen Gesänge der Mäher und Mäherinnen ertönten. Hinter Tälern erhoben sich neue bewaldete Hügelreihen, im Hintergrunde schimmerte die endlose podolische Ebene. — „O Täler weit, o Höhen!“ — Mein Begleiter setzte sich an den Rand des Hochwaldes und ruhig wie die ihn umgebende Natur, begann er zu beten, dem Walde und den Feldern seine Stimme zu leihen zu stetem Gotteslob. Dieser Mönch war mir so recht das Bild der östlichen Geistesart. Vor einigen Monaten erst war er nach ermüdendem Studium aus Rom, der Hauptstadt der Christenheit, mit all ihren Kirchen und Palästen, mit all ihren Schulen und Bibliotheken heimgekehrt in die geistige Heimat, in sein Kloster. Im Skit bei Pidluty hatte er nach all der Aufregung der letzten Jahre den Frieden und die Ruhe gesucht. Er hatte ihn nach Art der urchristlichen Einsiedler, nach Art des heiligen Josaphat, im steten Herzensgebet finden wollen. So hatte er sich denn in den lehmigen Berghang, wie einst der heilige Antonius von Kiew, der Gründer des Kiewer Höhlenklosters, eine Höhle gegraben. Dort saß er und betete Tag und Nacht. Allerdings hielt er es, wie er mir liebenswürdig lächelnd verlegen sagte, nur vier Tage darin aus. Dann kam er wieder in die unruhige Welt zurück. Er konnte diesen Versuch deshalb wagen, weil die Lebensart der Studiten nicht so fest nach Lot und Glockenschlag geordnet war und heute noch ist, wie wir das bei unseren abendländischen Orden gewohnt sind. Ein wenig wie der Wald, der die Lawra umgibt, der auch wächst, wie der liebe Gott ihn wachsen läßt, und nicht stramm dasteht wie ein Regiment gut ausgerichteter Soldaten, war auch das ganze Mönchsleben in Uniw.

Den stärksten Eindruck von allen Mönchen des Klosters jedoch machte die Gestalt des ehrwürdigen Igumen (etwa Abt) Klim (Klemens) Szeptyckyj des Klosters. Schon körperlich weit über die anderen hinausragend, einfach und ehrwürdig mit seinem weißen, von Alter und Sorgen um Stiftung und Vaterland gebleichten Bart, mit der spitzen russischen Klostermütze auf dem Haupte, daraus das eine Auge schärfer und durchdringender als das andere blickte, konnte man in ihm leicht einen der großen legendären Klostergründer der Frühzeit sehen. Dabei verbarg er diese seine überragende Seelenstärke sowie die farbige Fülle der ihm eigenen, im besten Sinne altösterreichischen Kultur unter einem anspruchslosen, überaus bescheidenen Wesen. In der Hand trug er einen langen, unten fast 20 cm hoch eisenbeschlagenen schweren Stab. Als ich ihm lächelnd bemerkte, solch ein Instrument erinnere an den Stock Iwans des Schrecklichen, mit dem jener großrussische Fürst den Boten Andreas Kurbskis durch den Fuß hindurch an die Erde genagelt hatte, hob er ihn bereitwillig auf und zeigte mir mit leisem Lächeln, daß er nicht spitz zulaufe, sondern vorsorglich abgerundet wäre. Aus seinen Worten sprach brennende Sorge um die ukrainische Heimat und um das Schicksal der katholischen Kirchen des orientalischen Ritus im damaligen Polen. Den vor allem mit seiner Hilfe neu gegründeten Studitenorden sah er als eines der brauchbarsten Mittel zur Gewinnung „Kleinrußlands“, d. h. auch der russischen Ukraine für die Einheit mit der Mutter-

kirche an. Und es ist wahr, alle orthodoxen Mönche, die ich auf meiner Reise weiterhin traf, kannten Uniw und setzten sich innerlich mit der von ihm getragenen Idee auseinander.

„Man kann nur wünschen, daß Gott der Herr die Gründerarbeit dieser Männer segnen möge und daß aus derselben, wenn auch vielleicht erst nach langen Jahren, reiche Frucht für die Ukraine, für ganz Rußland und für die heilige katholische Weltkirche erwachsen möge.“

Diese Zeilen waren schon im Jahre 1938 geschrieben, als in Galizien Frieden war und noch nicht alle Hoffnung auf eine gedeihliche Entwicklung ausgeschlossen schien. Inzwischen sind die bekannten Ereignisse eingetreten, die alle Hoffnungen erbarmungslos geknickt haben. Durch einen einfachen Beschluß der ukrainischen Sowjetregierung wurde der katholischen ukrainischen Kirche des byzantinischen Ritus der gesetzliche Boden unter den Füßen weggezogen. Damit wurde jede Äußerung in Wort, Schrift oder Tat zugunsten dieser Kirche zu Widerstand gegen die Staatsgewalt, der mit Strafen und Gewalt unterdrückt wurde. Aus dem Kloster Uniw wurde eine Zeitlang ein Verbannungsort für Ordensleute aller Art und jeden Ritus, für jene Männer, die lieber Verfolgung erdulden als von der Kirche abfallen wollten. Zu den Studiten wurden dort Basilianer, Redemptoristen und andere Ordensleute gepfercht. Heute stehen dem Vernehmen nach die Gebäude leer. Auch diese Zwangsbewohner sind, soweit sie nicht vorher gestorben sind, wieder anderswohin verschleppt worden. Nach außen hin ist das ganze Werk des großen ukrainischen Metropoliten zerstört und zu Ende. Nur wenige Studiten, im ganzen vielleicht 20, befinden sich teils in Kanada, teils in Deutschland in Sicherheit. Man muß im Interesse der ukrainischen orientalischen Kirche hoffen und wünschen, daß es ihnen gelingen möge, mit der Hilfe Gottes ihr junges Ordensinstitut über diese schwere Prüfung hinwegzubringen.

Zeitbericht

Indien und der Kommunismus — Das erwachende Indien — Italienischer Philosophenkongreß — Eine halbe Milliarde für die Menschheit . . . — Ein Bauprojekt der Quäker — Wohnungsnot in Frankreich — Kleine Warnung für Journalisten — „Zuchtvolle Jugend gewinnt das Leben“ — Die amerikanische Frau in Politik und Wirtschaft

Indien und der Kommunismus. Von einer kommunistischen Bewegung in Indien kann man seit etwa 30 Jahren sprechen. Sie läßt sich bis zur Gegenwart in fünf Entwicklungsstufen einteilen. Die erste reicht von 1923—1941. Es war eine Gründungs- und Ausbildungszeit. Man betätigte sich vor allem politisch und schürte gegen Englands Herrschaft. Von 1938—41 gesellte sich dazu der Widerstand gegen Indiens Teilnahme am Krieg. Man konnte dabei mit der Kongreßpartei zusammengehen.

Nach Hitlers Angriff auf Rußland begann die zweite Phase. Der Propagandafeldzug gegen England und die Teilnahme Indiens am Kriege wurde gestoppt. Man geriet dadurch in Gegensatz zur Kongreßpartei. So ging es bis 1946/47. Eine neue